

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Clairefontaine.

Historische Novelle von Marcellin La Garde.

Aus dem Französischen übersezt von R. Müldener.

(Fortsetzung).

13.

Die Halbbrigade der republikanischen Armee sah sich in ihrem Marsche sehr oft durch den schlechten Zustand der Seitenwege aufgehalten, auf denen sie sich, zur größeren Sicherheit, bewegte. Auch langten der österreichische General und seine Offiziere wenigstens eine Stunde vor Ankunft der Franzosen in Arlon an.

Schröder hatte seine Truppen unmittelbar unter die Waffen gerufen und alle Maßregeln ergriffen, welche die Klugheit ihm befohl. Als er durch die in aller Eile zur Reconoscirung des Feindes ausgeschiedenen Eclaireurs erfuhr, daß die Streitkräfte desselben sich ungefähr nur auf tausend Mann beliefen, so entschloß er sich, einen raschen Ausfall zu machen und ihnen entgegen zu gehen.

In diesem Augenblicke stellten die Republikaner sich in eine Ebene auf, die von der Straße nach Luxemburg durchschnitten, gewöhnlich wegen des hier wachsenden Ginsters, der zur Zeit der Blüthe einen hellgelben Teppich bildet, das goldene Feld genannt wird.

„Seht Ihr nichts? Hört Ihr nichts?“ — wandte der Oberst sich an Domergue, indem er den Arm nach der Richtung der Stadt ausstreckte.

„Alles ist still und dunkel;“ — versetzte der Commissar. „Es wird noch eine halbe Stunde bis zum Anbruch des Tages vergehen: wir können unsere Truppen dreist eine halbe Stunde ruhen lassen. Die Sache wird nur ein Spiel sein; man erwartet uns nicht, und die Garnison ist ihrer Chefs beraubt. Alle diese kleinen deutschen Balthasars werden curiose Gesichter schneiden, so bald sie erfahren, daß wir eingedrungen sind, während sie in der Abtei von Clairefontaine so lustig bankettiren.“

„Ich bin über den Erfolg nicht ganz so beruhigt,“ — antwortete der Chef der Brigade — „Albert's Verschwinden ist für mich ein sehr übles Vorzeichen, und, trotz meiner guten Meinung in Betreff des jungen Mannes, kann ich jetzt nicht umhin, in ihm einen Agenten der Desterreicher zu erblicken.“

Raum hatte er diese Worte vollendet, so rief eine Stimme hinter ihm:

„Commandant, stellt Eure Leute in Schlachtordnung! Die Desterreicher attackiren Euch.“

Der Oberst und Domergue wandten sich hastig um, Albert stand vor ihnen.

„Wenn die Desterreicher uns attackiren,“ — versetzte der Oberst, den jungen Mann an der Kehle fassend, — „so hast Du sie benachrichtigt, Elender . . . aber Du sollst Deinen Verrath theuer bezahlen!“

Und damit riß er eine Pistole aus dem Gürtel, spannte sie und setzte den Lauf Albert auf die Brust.

„Ein Wort;“ — sagte dieser in entschlossenem Tone — „bei der Freundschaft, welche Ihr für mich empfunden, beschwöre ich Euch, mich zuerst gegen den Feind marschiren zu lassen, und dann werdet Ihr sehen, ob ich mein Blut für die Republik zu vergießen weiß.“

„Colonel! Colonel!“ — unterbrach ihn Domergue, auf die Desterreicher zeigend, die man in der ersten Morgenhelle in geringer Entfernung heranmarschiren sah, — „wir haben keine Secunde Zeit zu verlieren!“

„Geh denn;“ versetzte der Oberst, Albert loslassend, — „Dein Betragen wird mir lehren, ob ich Dich zu verfluchen habe oder nicht.“

Der Kampf begann.

Die Franzosen, geringer an Zahl, ohne Cavallerie oder Artillerie, benutzten gewandt die Vortheile ihrer günstigen Stellung. Die Desterreicher, in die Tiefe zurückgeworfen, wurden in zwei Abtheilungen getrennt, von denen die eine sich in die Stadt zurückwarf, während die Andere, nachdem sie vergebliche Anstrengungen gemacht, sich mit der Ersteren wieder zu vereinigen, lebhaft verfolgt, den Rückzug nach Luxemburg einschlug.

„Freunde!“ — wandte der Oberst sich an seine Soldaten — „wir waren gekommen, die Stadt zu erobern; wir werden sie durch einen Sturm mit bewaffneter Hand krönen.“

Die durch den Sieg electrificirten Soldaten griffen die Stadt auf verschiedenen Punkten an, um einmal die Kräfte der Garnison zu theilen und sie über den eigentlichen Punkt in Ungewißheit zu lassen, von dem aus man sich der Stadt bemächtigen wollte.

Das französische Musketenfeuer hatte einen Theil der Brustwehr von den Feinden gereinigt, als man einen mit einer Leiter versehenen Soldaten allein gegen den Wall vorrücken sah, dessen Gipfel er im Nu erstiegen. Bereits setzte er den Fuß in die Stadt, seine Freunde mit der Hand auffordernd, ihm zu folgen, als mehrere Desterreicher, Radekly an ihrer Spitze, sich auf den kühnen Stürmer stürzten, der, von der Zahl überwältigt, von mehreren Stichen durchbohrt, in den Wallgraben stürzte. Beim Anblick der Scenen raffte er sich noch einmal zusammen und rief: Vive la republicue!

Der Oberst hatte Albert erkannt.

Das von dem heroischen Luxemburger gegebene Beispiel fand zahlreiche Nachahmer; die Wälle waren bald mit Franzosen bedeckt und wurden der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Endlich zogen sich die Kaiserlichen, entmutigt durch ihre Niederlage im freien Felde, in die Mitte der Stadt zurück und sammelten sich dort in Masse.

Der General Schröder, als er so alle Hoffnung schwinden sah, benachrichtigte den Chef der republikanischen Halbbrigade, daß er auf einen nutzlosen Widerstand verzichten und den Platz räumen würde.

Einige Stunden später frühstückten der Colonel und Domergue mit den übrigen Offizieren im Wirthshaus: „zum weißen Kofse.“ Nach beendigtem Mahle erhob sich der Commissar des Comité de salut public:

„Mitbürger,“ — sagte er — „vergessen wir nicht, daß wir uns das Versprechen gegeben haben, dieser berühmten Abtei von Clairefontaine unseren Besuch zu machen und sie im Namen der französischen Nation in Besitz zu nehmen.“

„Geben erfahre ich,“ — sagte ein Sergeant, der mittler Weile hinzugekommen war, — „daß ein großer Theil unserer Leute, Bertrand, unseren Führer an der Spitze, nach dem Kloster aufgebrochen sind, um, wie sie sagten, den Tanz fortzusetzen.“

„Dann beeilen wir uns,“ — sagte der Oberst — „Unsere Fahne heißt: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung und nicht Gewalt und Vandalismus.“

14.

Der Caplan von Bederich hatte, angetrieben von jenem barmherzigen Eifer, den das Evangelium einflößt, Ulrich's Bett nicht einen Augenblick verlassen, obgleich er die Flucht der Nonnen und die Annäherung der französischen Republikaner, deren Namen seit der Einäscherung von Orval im ganzen Luxemburg zum Symbol der Ruchlosigkeit und der Verwüstung geworden, sehr wohl erfahren hatte.

Anna, sich von Geneviève trennend, die ihre Zelle wieder aufgesucht, hatte mit dem würdigen Priester die Sorgfalt für den Verwundeten getheilt, dessen Zustand immer hoffnungsloser wurde.

Indessen brach der Morgen an und noch hatte sich nichts Beunruhigendes für die Abtei gezeigt. Nicht das geringste Geräusch, den Gesang der Grassmäcken und das Murmeln der Bäche ausgenommen, störte die Ruhe, deren das Thal sich erfreute.

Um 9 Uhr ertönte die Glocke am Haupteingange. Die Pförtnerin, eine robuste Bäuerin von Eyschen, die eingewilligt hatte, als Wächterin hier zu bleiben, öffnete und erhielt von einem Bauer die Nachricht, daß eine Bande Republikaner auf Clairefontaine marschire.

In der That ließ ein unbestimmtes Geräusch sich in der Ferne vernehmen. . . . Bald verrieth drohendes Geschrei vom Echo wiederholt, daß der Sturm hereinbreche.

„Das Schicksal von Clairefontaine wird sich erfüllen,“ — sagte Anna mit Ruhe, — „hören Sie dies Brüllen? . . . Kein Zweifel, das sind sie.“ . . . Der Caplan horchte auf.

„Ja!“ versetzte er, „ich höre ihr abscheuliches „Ca ira“ im Chor brüllen. Ich werde ihnen entgegen

gehen, um sie an die Achtung zu erinnern, welche sie dem Hause des Herrn schuldig sind.“

„Gott allein kann Halt gebieten dem grollenden Vulkan, dem zerstörenden Blitze, dem brüllenden Meere, dem Samum, der über die Erde segt. . . . Gott wird Clairefontaine nicht retten; er hat es verdammt in seiner Gerechtigkeit und wird es strafen in seinem Zorne.“

„Strafbar wäre ich“ — versetzte der Caplan — „wenn ich mich, selbst durch die Gefahr meines Lebens, von dem Versuche, die verirrtten Franzosen zur Vernunft zurück zu bringen, abschrecken ließe.“

„Die Franzosen!“ — rief Ulrich, als der Priester sich entfernte. — „Sollte ich recht gehört haben? . . . sollten die Franzosen hier sein!“ . . .

„Mein Herr,“ — sagte Anna — „halten Sie sich ruhig; Ihr Zustand fordert dies gebieterisch.“

Von außen ertönte ein furchtbares Geschrei, das immer näher kam.

„Ich kann mich nicht täuschen,“ — fuhr Ulrich fort — „das Kloster ist von ihnen überschwemmt. Gott sei gelobt! Dann könnte ich wenigstens sterben im Kampfe gegen die Feinde des Kaisers.“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Hans und Hanne.

Eine Geschichte von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Er war auf der Höhe fortgeschritten, von der er in ein ihm fremdes Quertal hinuntersah. Nichts regte sich darin, die Bewohner schienen es förmlich verlassen zu haben; muthmaßlich wären sie auf dem Jahrmarkt, von dem Frau Mechtild gesprochen.

„Es ist ein Unsinn“, sagte er rasch, „sie wird den drohenden Himmel wahrgenommen haben und längst zu Hause sein.“ Er stand im Begriff, umzukehren, als ein altes Weib mit Holz auf dem Rücken hergeschlortert kam. Mechanisch fragte er sie noch, ob sie etwa eine junge Dame gesehen, und er beschrieb ihren Anzug.

„V'hüt' uns Gott, lieber Herr“, sagte die Alte, einen Augenblick ihre Last aufstützend, „was giebt's für'n Wetter! Wie komm' ich alte Frau nach Hans! Die junge hat rasche Beine und kommt wohl noch unter Dach.“

„Die Junge?“ fiel er hastig ein, „um Gotteswillen habt Ihr sie gesehn?“

Ein Windstoß kam vom Gebirg und pfiß durch das Reißig der Alten. „Vorhin, da“, antwortete sie, die verrunzelte Hand ausstreckend. „Ja, den jungen Weibchen laufen sie alle nach und uns lassen sie in der Noth stehn“, murmelte sie dem ohne Gruß in der gedenteten Richtung fortschießenden Fremden nachblickend, zwischen den Zahnstumpfen, ihr Bündel wieder aufhockend, „freilich, in unserm Stod giebt's keinen Honig mehr zu holen. „V'hüt' uns Gott, giebt's ein Wetter!“

Sie setzte ihren Weg gegen den Wind kämpfend fort, als Hans Hustracker bereits den Thalgrund erreicht hatte. Er lief etwa tausend Schritte bis zur nächsten Biegung, doch vergeblich. Es war nichts zu sehen, nur ein feiner schräger Regen begann her-

über zu streichen. Nun spaltete sich das Thal in drei, er blieb leuchtend stehen, aber nur eine Sekunde, dann flog er wieder einen vereinzelt Bergkegel am Eingang der drei Thalabzweigungen hinan. In schnellster Zeit erkletterte er den Gipfel; er hatte sich nicht getäuscht, man überschaute von ihm den ganzen Umkreis. Doch so hastig er hinaufgeflogen, der Himmel war noch hurtiger gewesen und hatte sich während der wenigen Minuten schwarz überzogen, und es fing an, in den vereinzelt Föhren oben wie Orkan zu heulen. Angstvoll irrten die Augen des jungen Mannes durch die Rinde; der Regen schlug ihm voll in's Gesicht und hüllte Alles in Grau.

Da — tauchte nicht drunten rechts in Mitten des Wiesengrundes ein hellerer Schimmer aus dem mit jedem Augenblick zunehmenden Dunkel? Es war wie das Flattern eines vom Sturm gefaßten Kleides —

Hans Huslacker war schon am Fuß des Kegels. Doch hier sah er nichts mehr und lief blindlings gegen den orkangepeitschten Regen vorwärts über eine Wiese, deren Boden unter seinem Fuß schwankte. Er rief, allein er empfand selbst, daß seine Stimme nicht über einen Schritt von ihm hinausdrang. Der Donner rollte unaufhörlich an den Bergwänden entlang, zwischen seinen Füßen saßen die Schwalben in's Gras gekauert und regten sich nicht. Ein schweflichter Blitz fuhr unweit von ihm nieder und ließ ihn unwillkürlich zuckend vor der Blendung den Kopf herumwerfen. Dabei fiel sein Blick hinterwärts auf etwas, das während des Flammenscheins von dem Grau des Regens und dem Grün der Wiese abstach, an dem er bereits vorbeigeirrt war. Instinktiv wendete er sich und stürzte darauf zu; es war mit dem Blitz wieder verschwunden, doch ein hart nach demselben folgender zeigte es ihm näher, dann hielt er den Arm um die junge Dame geschlungen, die kraftlos mit ihren fliegenden, durchnähten Kleidern gegen den Sturm ankämpfend mit geschlossenen Augen mechanisch vorwärts wankte. Sie öffnete diese, als sie den Arm um sich gelegt fühlte und sah ihm groß in's Gesicht, doch sie gab keinen Laut und kein Zeichen der Verwunderung oder Ueberraschung von sich, sondern sagte nur wie im Traum, sich von dem Arm willig unterstützen und wie vorwärts tragen lassend: „Gottlob — ich konnte nicht mehr — gottlob!“

Er schützte mit dem linken Arm ihr Gesicht, soweit es möglich war zugleich gegen den wolkenbruchartigen Wassersturz und gegen Blitz und Wind, aber er fühlte auch, daß sie recht sprach und daß ihre Kraft in der That nicht mehr weit reichen würde. Die Anstrengung hatte sie erschöpft; wenn es denkbar gewesen wäre, in dem Unwetter aus der einbrechenden Nacht den Rückweg nach dem Pflumerenhof zu finden, so hätte sie doch nicht ein Zehntel desselben mehr zurückzulegen vermocht. Seine Augen verweilten manchmal einen Moment auf ihren kleinen Rindersfüßen, die erbarmungswürdig durch den Strom, in den die Erde sich verwandelt hatte, bis an den Knöchel fortwadeten, bald irrten sie rathlos in der Dunkelheit nach einem Obdach umher. Sie schien dagegen weder an das Eine

noch an das Andere zu denken, sondern ließ sich wieder mit geschlossenen Augen führen. Nur ab und zu schlug sie die langen Wimpern langsam auf und sagte traumhaft lächelnd halblaut:

„Nun danke ich Ihnen doch für Ihren Arm, denn ich glaube, ohne ihn wäre ich nicht zurückgekommen —“

Sie sprach offenbar vom Pflumerenhof und meinte, daß sie auf dem Rückwege dorthin befindlich seien. Er blickte ihr besorgt forschend in's Gesicht. „Wenn wir nur überhaupt zu Menschen kommen“, antwortete er, „so will ich glücklich sein. An den Hof ist für die Nacht nicht mehr zu denken.“

Sie schauderte plötzlich wie von Kälte zusammen. „Ja, zu Menschen! Lassen Sie uns eilen, es ist so einsam hier!“ und sie lächelte nicht mehr und ihre Augen wandten sich von ihm ab. Dazu raffte sie alle Kraft zusammen, daß sie nicht mehr von seinem Arm gleichsam getragen ward, und machte einige Schritte rascher vorwärts.

„Ich fühle mich wieder stärker — bitte, lassen Sie mich — ich strenge Sie zu sehr an“, sagte sie verwirrt.

Doch sie hatte ihn und sich selbst getäuscht, denn im nächsten Augenblick wankte sie in den Knieen und brach zusammen. Er fing sie erschreckt auf, rief indeß gleichzeitig: „Gott sei Dank, da ist ein Haus!“

Der Ruf schien electrisch auf sie zu wirken, denn sie raffte blitzschnell noch einmal wieder auf und flog voraus, auf das kaum zehn Schritt von ihnen durch den Sturzregen schimmernde Gebäude zu. Vor der Thür desselben jedoch blieb sie stehen und erwartete ihren Begleiter. Alle Angst war aus ihrem Gesicht verschwunden, sie lachte, wie das Wasser in Strömen von ihrem Hut auf sie nieder rann und sagte:

„Das war ein Weg! Ich gab unser junges Dasein schon verloren und mir scheint, es war höchste Zeit, wenn ich nicht Recht behalten sollte. Wie kamen sie denn eigentlich hierher und wo mögen wir sein? Einerlei, die Leute werden uns wohl nicht wieder hinausjagen und erfrieren lassen.“

„Es scheint ein vereinzelt Bauernhaus zu sein; ein Dorf liegt hier im Thal nicht, wie ich vorhin von der Höhe gesehen habe“, versetzte Hans Huslacker. „Heda! macht auf!“

Er rüttelte an der verschlossenen Thür, doch es kam keine Antwort; nur ein Hund schlug drinnen mit schwacher Stimme an.

„Machen die Leute es hier denn, wie die Hühner“, lachte er, „und gehen zu Bett, wenn der Himmel dunkel wird? Heda!“

Keine Antwort, nur der Hund fing an zu heulen statt zu bellen. Nach dem Ton mußte es ein altes, kleines Thier sein.

„Versuchen wir's einmal von der Rückseite“, meinte Hans Huslacker, „die Häuser haben hier fast immer eine Hintertür, welche die Ehrlichkeit der Gegend preist und nicht verschließbar ist.“

Sie kämpften sich um die Ecke, denn er Orkan tobte, als sie den Schutz der Wand verloren, in

rasender Wuth, daß sie kaum dagegen anzukommen und die wenigen Schritte um das Haus auszuführen vermochten. Außerdem war es so dunkel geworden, daß sie an der Mauer entlang tasten mußten. Durch eine kleine Gartenpforte, die der Wind losgerissen und die hin und her schlug, dann weiter an einem Schuppen hin. Endlich — da war eine Hinterthür, doch ebenfalls verschlossen. Der junge Mann hieb dröhnend mit der Hand dagegen, allein es kam abermals keine Antwort.

„Die müssen ja wie Ratten schlafen“, murmelte er. Doch zugleich kam ihm ein Gedanke. Er tastete mit der Hand an der breiten Thürspalte hin und griff in die Tasche, aus der er ein dolchartiges Einschlagemesser zog, das er durch die Ritze schob.

„Die Thür ist richtig nicht verschlossen, sondern nur von drinnen eingehakt“ — er operirte einige Minuten und zugleich mit einem leise klirrenden Ton von Innen gab die Thür nach und öffnete sich.

„Die Schlafmützen werden sich wundern, aber wir sind wenigstens am Ziel“, sagte er lachend, „kommen Sie schnell, Fräulein!“

Er faßte Hanne's Hand, die sie ihm widerstrebend ließ, zog sie nach sich in's Dunkel des Hauses und schloß die Thür wieder gegen den nachheulenden Sturm. Dann entflammte er eine Zündwachslerze und sah sich um.

Es war ein kleines ärmliches Bauernhäuschen, in dem sie sich befanden. Nur eine Thür, die eine Stube andeutete, führte vom mit ländischen Geräthschaften angefüllten Flurraum ab. Der junge Mann öffnete diese und leuchtete hinein, während Hanne zitternd draußen stehen blieb. Dann stieß er einen Laut der Bewunderung aus, denn das Zimmer war völlig menschenleer und das am Ende in einer Art von Alkoven befindliche breite Bett ebenfalls.

„Ja, ist dies denn ein Haus aus den Kindermärchen, in dem Niemand wohnt?“ rief er unwillkürlich. Wie er den Kopf dabei drehte, sah er in das Gesicht der jungen Dame, die hinter ihm eingetreten war und mit steigender Angst in den Augen gleichfalls umherblickte.

Plötzlich schlug Hans Huflacker sich mit der Hand vor die Stirn. „Wie dumm man sein kann! Die Leute sind natürlich auch zum Jahrmart hinüber und können wegen des heillosen Wetters nicht zurück!“

Doch er hatte es kaum gesprochen, als seine Begleiterin mit fliegender Hand ihr triefendes Kleid über dem Kopf zusammenraffte und wieder auf die Thür zuslog.

„Was thun Sie? Was wollen Sie?“ fragte er, ihr nacheilend.

Sie stammelte: „Hinaus! Lassen Sie mich!“ denn er hielt sie gewaltsam an der Hand zurück.

„Warum? Um Gotteswillen! Sie sind rasend, es ist kein Haus mehr im ganzen Thal — Sie würden in den Tod laufen!“

„Einerlei!“ Ihre Augen wichen irr an seinen vorüber, „hier, in dem öden Hause kann ich nicht bleiben.“

„Fürchten Sie sich vor Geistern?“ fragte er lächelnd.

„Nein ich fürchte mich nicht — aber lassen Sie mich, ich bitte Sie flehentlich —“

„Sie sprachen vorgestern Morgen drüben am Bache anders“, versetzte er mit freundlichem Ernst. „Damals sagten Sie, daß in meiner Gegenwart Ihnen nicht der Gedanke an eine Gefahr aufkommen könne. Vertrauen Sie auch jetzt darauf, daß ich zu Ihrem Schutze da bin.“

„Daß Sie meiner in solcher Lage noch spotten, ist unedelmüthig, Herr von Brauneck“, erwiderte sie mit blaffen, zitternden Lippen.

Er sah sie betroffen an. „Sie wissen — Sie kennen —?“

„Sie besser als Sie mich kennen, aber fragen Sie mich nicht, ich antworte Ihnen nicht mehr. Lassen Sie mich, wenn Sie wollen, daß ich nicht hinaus soll, wenn mein Tod Sie kümmern würde — geh'n Sie —“

Er hatte sich noch immer nicht von seinem Staunen erholt, doch zugleich umfingen seine Augen trunken ihre anmuthreiche Gestalt, die in der kargen Beleuchtung — er hatte mit der Zündkerze ein auf dem Tisch stehendes Unschlittlicht entflammt — und in den nassen Gewändern mädchenhaft zauberischer denn je erschien. „Ich soll — Sie wollen, ich soll wieder in die Nacht hinaus und Sie allein hier zurüklaffen?“ fragte er.

Sie antwortete nichts. „Gut, wenn Sie es so wollen“, setzte er, auf die Thür zutretend, hinzu.

„Nein!“ Sie hielt ihn mit einer willenlosen Bewegung, daß es in seinen Augen aufglänzte. „Aber, mein Gott, was soll denn werden?“

„Ich suchte Sie heut' Nachmittag auf dem Hof, um Sie das Nämlliche zu fragen“, versetzte er, ihre beiden Hände wieder ergreifend. „Ich kam, um es von Ihnen zu hören, was aus meinem Leben werden sollte, um Dich zu fragen, Mädchen —“

Doch sie riß sich mit krampfhafter Stärke los und flüchtete, die Hände abwehrend ausgestreckt, in den äußersten Winkel des Gemaches. Dort stand sie, das aufgewehrte naßglänzende Haar fiel ihr auf die Schultern, Frost durchschauerte sie in ihrem regendurchtränkten Kleide und doch schlug es ihr zugleich wie Fiebergluth in die Wangen. Ihre Augen irrten in namenloser Angst über den jungen Mann und suchten die feinsten und wichen wieder aus, wenn sie dieselben getroffen, und sie sagte mit bebender Stimme:

„Herr von Brauneck, Sie haben sich in mir getäuscht, denn ich bin nicht das, wofür Sie mich halten. Sobald ich es ausgesprochen, weiß ich, werden Sie freiwillig thun, um was ich Sie gebeten, und dies Zimmer verlassen, denn ich bin das, wovor Sie den meisten Abscheu besitzen, eine Wittwe — ja, noch mehr, ich bin Diejenige, vor der Sie, wie vor der Pest geflohen sind und mit der ein unbegreifliches Unglück Sie dadurch grade zusammgeführt hat — Helene von Seehaus.“

(Fortsetzung folgt.)